

Blätter aus Krain.

Beilage zur Laibacher Zeitung.

N^o 14.

Vierter Jahrgang.

7. April 1860.

Spruch.

Wenn ein Leid dich schwer bedrängt,
Tritt entgegen ihm mit Waffen!
Wenn es dir den Raum beengt,
Suche selbst dir Raum zu schaffen!

Zeige dich zu jeder Zeit
Stärker als dein Herzensjammer!
Dien' als Ambos nicht dem Leid,
Nein, sei deines Leibes Hammer!

Wenn die Qual nicht heut' von dir
Ueberwunden und gebannt ist:
Wisse, daß du dann von ihr
Morgen dreifach übermannt bist!

Heinrich Margaff.

Unter der Erde.

Von Fr. Mart.

Wißt du — freundlicher Leser! — eine Gegend mit ausgeprägtem, echt bergmännischen Typus besuchen, so folge mir in das Thal, in welchem der Andreasschacht bei F. . . . steht.

Die von F. . . nach W. . . führende Poststraße umschlingt das ziemlich im Mittelpunkte des Thales stehende Schachtgebäude, welches mit seinem kleinen Parke von Ahornbäumen, seinen Gerüsten und Holzmassen auf einem kleinen Plateau sich befindet, das theilweise von der steil abstürzenden Halde gebildet wird. Oft kannst Du hier junge Bergleute, die Geognosttasche auf dem Rücken, den Hammer in der Hand, auf diesen Trümmern herumsteigen, sie mit kräftigen Hieben zerschlagen, und manch interessantes Krystall mit der Lupe betrachten sehen. — Unten am Fuße der Halde, an welchem in ununterbrochenem Donner die oben aus den „Hunden“ gekürzten Erze niederrollen, führt eine Eisenbahn aus einem Stollen weiter abwärts, während rechts davon ein zweites Stollenmundloch sich öffnet. Von da führt die Straße am Sigmundschachte vorbei, weiter zu den dampfenden Schmelzhütten, und den langen Reihen lärmender Aufbereitungswerkstätten mit ihren Koch-, Wasch- und Schlemmwerken. Zu beiden Seiten im Thale erheben sich die Hügel, welche allmählig zu der, den Grund des Thales

schließenden Gebirgskuppe ansteigen. — Aber nicht gleichförmig reich bewaldete Gehänge siehst du hier, wie sie so oft in stillen, von der Industrie noch nicht berührten, in heiliger, patriarchalischer Ruhe schlummernden Gegenden zu schauen sind, und wo nur selten des Jägers Schritt, — seiner Hunde Gebell — oder der Knall seines todsendenden Geschosses die feierliche Stille unterbricht.

Nein! hohe, steile, felsbedeckte Abhänge sind es; wohin dein Blick sich wendet, da begegnest du den Spuren jener Verwüstung, welche die nothwendige Folge der kühnen Baue war, durch die der Mensch mit unaufhaltbarem Schritte tief ins Innerste der Erdrinde zu dringen sich bestrebt.

Dort hoch oben — diese Reihe von Bingen: was sind sie anders, als Denkmäler alter Schächte, welche — nachdem sie Tausenden Brot gegeben, und Millionen edlen Metalles geliefert, — nachdem sie manchen verzweiflungsvollen Seufzer der da lebendig Begrabenen vernommen — auch gewiß manchen Akt kühner, die Elemente herausfordernden Thatkraft gesehen: eingefürzt, uns nun das Bild tiefer, von Gesteinswällen umringter Gruben bieten, deren Aublick uns unwillkürlich an das Schaffen und Weben der geheimnißvollen Onomenwelt mahnt — hier jene zwei mächtigen, einen großen Theil des Bergabhanges deckenden Halden, durch spitze Schachtgebäude gekrönt, und durch den darunter liegenden Teich begrenzt; so unregelmäßig sie nun die Massen der im Innern gebrochenen Felsen vereinigen, erinnern sie uns doch stets daran, daß jeder Zoll des, durch ihre Bildung entstandenen hohlen Baues die scharfsinnigsten Messungen und Berechnungen erforderte.

Und dieser ungeheure Teich, dessen Wasser zum Betriebe der unterhalb im Schooße der Erde arbeitenden Maschinen bestimmt ist, dessen Dammbau das Thal quer durchschneidet, und die beiden Gehänge verbindet, — wie viel tausendpferdekräftig hat seiner Wässer Wucht im Verlaufe der Jahre bereits gewirkt — um die Teufen vom Wasser zu lösen — um Erze zu heben — wie vielfach wird sie noch wirken — bis seine Quellen verstopfen, seine Dämme einstürzen, und der, nun das Treibwasser spendende Graben spurlos verschwunden sein wird?

Von dem Schachthause zum Teichdamme führt ein Fußweg, an dem die Handlungsschänke steht.

In dem geräumigen Schänkezimmer, dessen Wände mit verschiedenen bergmännischen Bildern geschmückt sind, sitzen

an einer der langen Tafeln mehrere eben ausgefahrene Bergleute. Ihre Grubenlichter und Taschen stehen auf den Fenstern und Tischen herum, während ihre Mäntel und Stöcke in einem Winkel sich befinden. Müde und durstig sitzen sie bei einem Glase braunen Gerstensaftes, dessen erste Züge sie mit demselben Wohlbehagen schlürfen, wie ungefähr der Wanderer in der Wüste nach langem Marsche die lechzende Zunge an der frischen Quelle einer Dase labt.

Der alte graubärtige Erzähler Wagner ist eben mit dem Grubenzimmerlinge Meier im eifrigen Gespräche, dessen Verlauf mehrere Knappen und einige jüngere Burschen mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgen — ihre Pfeifen dampfend. Ihre rauhen Gäste bedienend, lauscht die Wirthin auf die erzählten schauerlichen Geschichten.

„Und wie ich euch sage“ — fährt Wagner in seiner Erzählung fort — „ich war nicht der Erste und Einzige, dem an diesem unglücklichen Feldorte so entsetzliche Dinge — Gott schenke uns Allen immer eine glückliche Ausfahrt! — passiert sind. Ihr könnt sie euch auch von Meier da erzählen lassen. Und wenn Ihr euch auch durch das Gesagte eine kleine Vorstellung machen könnt von dem, was selbst mir altem Manne das Blut gefrieren machte, so wünsch' ich doch keinem, es selbst zu erfahren — so weit entfernt vom Erzählten ist noch die Wirklichkeit. Doch Meier, sag doch — wie war's bei dir?“

Die Knappen wendeten, in die Aufforderung einstimmend, ihre neugierigen Blicke nunmehr auf Meier, einen kräftigen untersehten Mann, und dieser begann nach einem herzhaften Schlucke seine Erzählung:

„Mein alter Schlägelgeselle dort, hat euch, Kameraden! wohl schon das Meiste erzählt, was auch auf ganz ähnliche Weise mir ein Mal begegnete. Aber wollt Ihr's nochmal hören, so soll's mir nichts verschlagen. Ich wurde — wie Ihr euch noch erinnert — im Herbst vorigen Jahres durch unsern Herrn auf das Feldort im Johannilaufe übersetzt, wo der reiche Anbruch noch nicht lange Zeit aufgemacht war. Ich war froh, auf einen besseren Lohn zu kommen, denn die Zeiten sind schlecht, und bei mir sitzen Viele zu Tisch. Das ging nun lange recht gut, und ich sparte mir nach und nach fast auf eine Kuh zusammen. Aber schon damals — Ihr denkt wohl noch daran? — murmelte man hie und da von allerhand Dingen, die man — auch wenn man sie selbst gesehen — eigentlich gar nicht erwähnen sollte. Der Eine wollte in der Nachtschicht in diesem Laufe einen eigenthümlichen Lärm gehört haben — ein Anderer hatte einen besonderen Lichtschein gesehen — und gar Viele wollten damals schon nicht mehr dort hinfahren. Ich — wenn ich auch so gut wie Ihr Alle, weiß, daß mit solchen Dingen in der Grube nicht zu spaßen ist, hatte bis dahin noch Nichts gesehen, betete fleißig bei der Anfahrt, und Gott hatte mir noch immer zu einer glücklichen Ausfahrt verholfen. Da auf ein Mal, wie ich wieder an meinem Feldorte arbeite, meine Freude an dem reichen Erze habe, und im Stalle schon die Kuh brüllen höre — es war gerade

eine Zustandschicht in der Nacht — hörte ich entfernt im Laufe ein sonderbares Brummen, — doch gab ich nicht gleich etwas darauf — es konnte ja mancherlei sein. Aber die früher gehörten Geschichten fielen mir dabei ein. Doch das wird mehr und mehr vernehmlich — und wie ich mein Licht nehmen will, um zu erspähen, was es da gebe: sehe ich plötzlich eine schwarze Gestalt um eine Ecke biegen — sie war unendlich dick und groß, und sah Allem — nur nicht einem Menschen ähnlich. Mit einem fürchterlichen Gebrülle, das donnerartig in den weiten Laufen wiederhallte, nahte sie sich — ich sah nur noch das Leuchten von zwei feurigen Augen — und fiel wie todt zu Boden. Ich weiß weiter nichts, als daß ihr mich am anderen Tage aus dem Gespensterlaufe herausholtet, und daß ich viele Wochen an einer tüchtigen Kopfwunde zu kuriren hatte. Das Ort ist, glaube ich, seitdem nicht mehr belegt worden, und das schöne Erz ist so gut wie verloren!“

Während dieser Erzählung waren zwei Männer im Grubenkleide in die Stube getreten, unbemerkt von dem mäuschenstill lauschenden Zuhörerkreise. Ein hoher, dürrer, etwas finsterner Mann, mit einem tückischen Ausdruck im Gesichte — der Huthmann der Grube, — und ein junger schmucker Bursche, mit fliegendem Haar, und lustig lachendem Auge — der Bergschüler Schmidt. Einem ruhigen Beobachter hätte ein vorüberfliegender höhnischer Blick des Ersteren auf den Erzähler nicht entgehen können. Beide nahmen an dem bevorzugten Tische am Ofen Platz, und die Wirthin setzte ihnen Bier und Wein vor.

„Ei — mein alter Meier! — scherzte der lustige Schmidt nach beendeter Labung — Ihr werdet damals wohl auch etwas tief in den Krug geblickt haben; — ein Geist, und noch dazu ein schwarzer, in unserer lieben Grube — wo sollte denn der herkommen? Gesteht nur, gesteht, Ihr wollt denen dort ein Bißchen Blaues vormachen — he? —“

„Junger Herr!“ erwiderte der alte Knappe etwas empfindlich — „ich fahre wohl schon länger ein als Sie Jahre zählen, und unnöthige Furcht ist gerade nicht meine schwache Seite; — aber, wenn ich auch selbst das Gesehene nicht glauben wollte, so mögen doch meine Kameraden sagen, wie sie mich fanden, und ob meine Kopfwunde ein Scherz war! —“

Ueber dem Bekräftigen der Kameraden und den Zweifeln Schmidt's erhob sich ein Streit, den man dadurch zu beenden glaubte, daß sich einige an den Huthmann, um dessen Meinung fragend, wandten. —

„Was meine Ansicht von der Sache anbelangt“, — erwiderte der finstere Mann, nachdem er die Trager einige Sekunden über den Tisch hin mit den Augen fixirt hatte, — „so wißt Ihr wohl Alle, daß sich das mehrmal Gesehene leider nicht läugnen läßt. Und warum sollte am Ende auch der böse Geist gerade in der Grube über einen Menschen keine Macht haben, wenn ihm z. B. so reiche Erze etwa schlechte Gedanken erregen? — Straft doch der liebe Gott auch über Tag's die Bösen mit Blitz und Donner! —“

„Ach pah! — Herr Huthmann — fiel der Jüngling ein, — da müßt Ihr schon entschuldigen, diesmal kann ich euch nicht beistimmen, — wenigstens so lange nicht, bis ich den Geist selbst gesehen habe.“ —

„Ihr glaubt also nicht daran, glaubt nicht an die Thatsache, insofern sie als etwas von unbekannter Macht Ausgehendes, unerklärtes Entseßliches angesehen werden muß?“ — fragte der Huthmann. —

„Nein — bis ich den Geist, wie gesagt, nicht selbst gesehen,“ war Schmidt's Antwort. —

„Nun, dazu könnte am Ende vielleicht noch Rath werden, meinte Ersterer. Zwar ist schon lange nichts mehr an dem unbelegten Feldorte vorgefallen und vielleicht jenes Ereigniß als geschlossen anzusehen, aber es wäre immer möglich, daß — wovor uns Gott in Gnaden bewahre! — muthwilliger Unglauben auch jetzt noch seine Strafe fände. Ihr braucht nur, um der Wahrheit selbst auf die Spur zu kommen, öfter in einer Nachtsicht an das Feldort zu fahren — Ihr wißt wohl, setzte er mit einem unheimlichen Lächeln hinzu, — daß sich die Geister nicht immer, und meist nur Nachts sehen lassen! — und wenn Ihr ein schlechtes Gewissen habt — sei es nun, daß Ihr je dachtet auf eines Anderen Geld oder Weib, — so könnte es immer geschehen, daß auch Ihr, mein junger Freund! bisher ein Thomas — das Wirkliche nicht mehr läugnen würdet.“ —

„Und warum denn nicht“, — fiel Schmidt ein, — „wenn auch gar Viele mich auslachen werden, so bin ich doch durch eine solche Herausforderung gewissermaßen verpflichtet, an meinem Muth nicht zweifeln zu lassen, und das schreckliche Wagniß zu bestehen.“

Der Huthmann machte in seiner Weise noch einige Scherze über die Berwegenheit und den Unglauben des jungen Mannes, erzählte einige Geschichten von anderen Gruben, wo sich Aehnliches zugetragen, und entfernte sich bald darauf — von Schmidt begleitet.

Es war den anderen Gästen nicht entgangen, daß der Erstere in seiner letzten Antwort an Schmidt die Worte: „eines Anderen Geld oder Weib“ — eigenthümlich betont hatte. Sie hatten sich wohl gleich bedeutungsvolle Blicke zugeworfen, und besprachen nun das besondere Verhältniß der beiden Männer zu einander.

Es war nämlich ziemlich allgemein bekannt, daß der ältliche, dürre, aber dabei wohlhabende Huthmann schon längere Zeit die Tochter eines, im Nachbarstädtchen wohnenden reichen Bürgers besuchte; — auch hatte sich vor Kurzem das Gerücht einer baldigen Verheirathung beider verbreitet. Die Eltern sahen den, im zunehmenden Wohlstande befindlichen Mann nicht ungern als Eidam im Hause, — und auch Mennechen hatte bis vor Kurzem dagegen nichts einzuwenden. Sie war jung — kannte die Welt, und sonstige hübsche Männer wenig — und meinte, die Eltern würden auch da — wie in andern Dingen — schon getreulich sorgen. — Allein seit wenig Wochen hatte sich das Blatt gewendet. — Dem kleinen Mennechen war der ältliche Huthmann plö-

lich zu garstig geworden, — sie mochte ihn nicht mehr, und am allerwenigsten als ihren künftigen Mann bei sich sehen; — sie, das fromme Kind, war gegen ihre Eltern auf einmal ungehorsam geworden. Aber, weinte sie gleich halbe Tage lang, so gab es doch wieder Stunden, wo sie ganz verklärt — so selig aussah, — wie man nie früher an dem zur Jungfrau erblühten Kinde bemerkt. Es kam um dieselbe Zeit, zur selben Grube zufällig der junge Schmidt, — und war als ein flinker Tänzer und heiterer Geselle bei den Mädchen bald wohl gelitten. Dieses reimte sich nun die Welt in ihrer Weise zusammen, und hatte bald eine plausible Ursache der Veränderung in Mennechen's Benehmen gefunden. —

Von dem und Aehnlichem plauderten die lustigen Bergleute bei ihren Gläsern im Schankhause zum Andreaasschachte und wanderten spät — alle neugierig auf den Ausgang der, von Schmidt zu bestehenden Schrecken'sfahrt nach dem gespenstigen Feldorte — in ihre Häuschen. —

(Schluß folgt.)

Der norwegische Fisch-Guano.

Die Landwirtschaft erhält mit diesem Jahre ein neues Düngungsmittel, nämlich norwegischen Fisch-Guano, welcher nicht allein interessant in seiner Entstehung, sondern auch jetzt und für die Zukunft von der größten Wichtigkeit ist und werden muß, da die Vorräthe des Peru-Guano sich endlich einmal erschöpfen werden, die weit und breit heimisch gewordene Intelligenz unter den Landwirthen aber ein solches Surrogat unumgänglich nöthig macht.

Was das Geschichtliche des norwegischen Fisch-Guano's betrifft, so ist darüber Folgendes mitzutheilen. Bereits im Jahre 1855 vereinigten sich mehrere intelligente Männer in Norwegen, zur Begründung einer Gesellschaft unter dem Namen „Det norske Fisk-Guano-Selskab“ mit einem Kapital von 100.000 norwegischen Species (1 Species = 1½ Thlr.), um auf Anregung des Hofrathes und Professors Dr. A. Stöckhardt in Tharand und anderer anerkannten Chemiker, die großen Massen bisher nicht benutzter Abfälle, die beim Fang und bei der Zubereitung des Stockfisches sich ergeben, im allseitigen Interesse nutzbar zu machen.

Die durch ihre großartigen Fischereien berühmten Lofoten-Inseln, circa 300 Meilen nördlich von Christiania gelegen, boten die beste Gelegenheit hierzu dar. Die dort alljährlich gefangenen Millionen von Fischen liefern durch die sich bildenden Abfälle der Dorsche oder Stockfische, namentlich die Köpfe und Rücken, und durch die Brockfische Hunderttausende von Zentnern, die bisher wieder in's Wasser geworfen wurden und so verloren gingen. Wie groß die Masse des Materials ist, wird aus der Angabe erhellen, daß die Zahl der jährlich verarbeiteten Fischköpfe, Rücken u. s. w. bis auf zwanzig Millionen steigt und das Quantum des daraus zu gewinnenden Guano's auf 50.000 Zentner geschätzt wird. Es ist indessen die Absicht der Gesellschaft, später direkten Fischfang für die Fabrik zu betreiben, um die ungeheuren

Massen von andern Fischen, welche dort mit größter Leichtigkeit gefangen werden können und bisher zu keinem andern Zwecke verwendet werden konnten, nutzbar zu machen, so daß dadurch später noch viele größere Quantitäten von Düngpräparaten dieser Art geliefert werden können. Nachdem der Plan der Ausbeutung dieses Materials einmal gefaßt war, galt es zuerst, Menschen zu diesem Behufe für das ganze Jahr auf jene unwirthlichen Inseln anzujedeln, und zwar in der dazu am geeignetsten Lage. Demnächst mußten Maschinen erfunden, gebaut und eingerichtet werden, welche das zähe Material, mit dem man es zu thun hat, nach dem es durch den fortwährend dort herrschenden Sturm getrocknet worden, in geeigneter Weise und mit möglichster Schnelligkeit verarbeiten; die Fischer mußten in's Interesse gezogen werden, um von ihrer alt hergebrachten Gewohnheit zu lassen und die Abfälle zu sammeln; Wasserkräfte mußten nutzbar gemacht, Fabrik- und andere Anlagen erbaut, ein tüchtiger Dirigent gefunden, Zu- und Abfuhr in gehöriger Weise organisiert und noch viele andere Schwierigkeiten überwunden werden. Doch dieß Alles schreckte die Gesellschaft nicht zurück, sie bewährte eine rühmliche Ausdauer, scheute keine Opfer an Zeit und Geld und erreichte dadurch endlich im vergangenen Jahre das langersehnte Ziel.

Schon im September 1855 lieferte man eine kleine Probe von drei Zentnern behufs praktischer und theoretischer Untersuchung an Emil Meinert ab, welche nach einer langen Reise im Februar 1856 in Leipzig eintraf, von wo aus sie auf Professor Stöckhardt's Anordnung vertheilt wurde, so daß gleichzeitig in Sachsen, Preußen, Mecklenburg, Holstein und Baiern gemeinschaftliche Kulturversuche auf gleicher Basis damit angestellt werden konnten. Ueber die höchst günstigen Resultate, wie sie dieselben lieferten, berichtete namentlich zu wiederholten Malen der vom Professor Stöckhardt herausgegebene „Chemische Ackermann“, auf den wir daher diejenigen unserer Leser verweisen, welche sich näher über diesen Gegenstand unterrichten wollen. In Norwegen selbst wurden die anfänglich noch kleinen Partien, welche für's Erste produziert werden konnten, gern gekauft von solchen, welche Gelegenheit gehabt hatten, die Wirkungen des Fabrikats kennen zu lernen, und man ist so befriedigt davon, daß der Fisch-Guano bereits dem peruanischen vorgezogen wird.

Alle diese Erfahrungen ermuthigten die Gesellschaft nun auch mit aller Energie, in der Zwischenzeit aufgetauchte neue Schwierigkeiten zu überwinden, welche unter anderm darin bestanden, ein gleichförmiges Produkt zu billigen Preisen herzustellen und regelmäßig große Massen liefern zu können. Einige Jahre vergingen, ehe es gelang, alles dieß nach Wunsch einzurichten; doch jetzt sind auch die letzten Hindernisse eines geordneten geschäftlichen Verkehrs beseitigt, und es kann zu jeder Zeit jedes beliebige Quantum eines durchaus zweckentsprechenden Materials geliefert werden. Unter den guten Eigenschaften dieses neuen Düngstoffes heben wir noch besonders hervor: daß bei dessen Anwendung Trocken-

heit keinen Nachtheil bringt; daß eine nachhaltige Wirkung desselben stattfindet, wie die oben erwähnten Kulturversuche nachweisen; daß Fälschungen, wie sie bei dem Handel mit peruanischem Guano leider so häufig vorkommen, nicht vorkommen können, da der bloße Augenschein eine solche sofort erkennen lassen würde, und daß er bei alle dem bedeutend billiger zu stehen kommt, als peruanischer Guano.

Indem wir hier noch bemerken, daß dem, seit dem Beginn der Unternehmung der Fisch-Guano-Gesellschaft in Christiania dafür thätig gewesenen Emil Meinert in Leipzig ausschließlich der Verkauf desselben für Deutschland übertragen ist, wünschen wir mit den Landwirthten, daß die neu eröffnete Quelle eine unerschöpfliche sein möge — zum Segen für Produzenten und Konsumenten. (Ntr.)

Die Cocapflanze.

Eine von der „Novara“ mitgebrachte Pflanze ist die Coca (*Erythroxylon Coca*), deren wunderbar physiologische Eigenschaften sie in Südamerika bekanntlich zu einem wichtigen Gegenstande der Kultur und des Handels gemacht haben. Die Indianer Boliviens und Peru's nehmen oft wochenlang keine andere Nahrung zu sich, als den Saft getrockneter Cocablätter, welche sie unablässig kauen, von welchen aber 2—3 Loth täglich hinreichen, um einen Indianer anstrengende Strapazen und ermüdende Tagreisen ertragen zu lassen. Die Quantität Coca, welche die „Novara“ mitbrachte, ist die größte, die jemals zu wissenschaftlichen Untersuchungen nach Europa kam. Der berühmte Chemiker, Prof. Wöhler in Göttingen, unter dessen Leitung seit mehreren Monaten mit den Cocablättern Untersuchungen angestellt worden sind, hat so eben über die vorläufigen Resultate dieser interessanten Arbeit, an welcher Wöhler's Assistent, Herr Niemann, einen wesentlichen Antheil hat, an die kais. Akademie der Wissenschaften in Wien einen Bericht erstattet, aus welchem wir in der Lage sind, die folgenden Daten zu entnehmen. Herr Niemann entdeckte in der That in der Coca eine eigenthümliche, krystallisirbare organische Base, welcher der Name Cocain beigelegt werden kann. Die Arbeit ist indessen noch weit entfernt, als beendet zu gelten; denn, wenn auch das Dasein und die Eigenthümlichkeit des Cocains feststehen, so sind über die zweite Hauptfrage, die Art seiner physiologischen Wirkungen, welche vielleicht zu wichtigen medizinischen Anwendungen führen, die beabsichtigten Beobachtungen an Thieren und Menschen noch nicht gemacht. Unter den übrigen Bestandtheilen der Pflanze scheint sich eine eigenthümliche Gerbsäure zu befinden, die aber noch nicht näher untersucht ist. Zur Darstellung des Cocains wandte Herr Niemann nach mancherlei fruchtlosen Versuchen ein zweckmäßiges Verfahren an, indem die fein zerschnittenen Cocablätter mehrere Tage lang mit Alkohol von 85%, dem etwas Schwefelsäure beigemischt war, digerirt, die entstandene dunkelbraun-grüne Lösung ausgepresst, filtrirt und darauf mit Kalkhydrat versetzt wurde. Im Verlauf des Prozesses erhielt er eine gelbbraune Lösung, die das Cocain als schwefel-saures Salz enthält. Seine Auflösung in Alkohol reagirt stark alkalisch, und besitzt einen eigenen, bitterlichen Geschmack. Dabei übt es auf die Zungennerven die merkwürdige Wirkung aus, daß die Berührungsstelle nach wenigen Augenblicken fast gefühllos wird.